

I. Freiheit, die ich meine

Da ich in meinem vorangegangenen Bericht unter dem Titel "Nestbau" über Wohnungssuche, Hausstandsgründung und erste Ehemonate in Weimar wohl ausführlich, wenn nicht gar weitschweifig genug erzählt habe, erscheint es ratsam, bei den Ereignissen des Jahresbeginns von 1955 nicht allzu lange zu verweilen. Sie bewegten sich - so kann man zusammenfassend wohl sagen - in geregelten Bahnen. An Erschütterungen, harten Existenzkampf und Umbruch dachten weder Elfriede noch ich zu dieser Zeit. Unsere Gedanken und Erwägungen richteten sich ausschließlich auf unser erstes Kind, dessen Ankunft wir zur Mitte des Sommers erwarteten.

Etwas Kummer bereitete uns nur die am 11. Januar erfolgte Verlegung der Buchhaltungsabteilung des Weimarer DER-Reisebüros an die Hauptstelle nach Erfurt. Sie bürdete Elfriede zu den natürlich bedingten körperlichen Beeinträchtigungen eine zusätzliche Last auf, mußte sie doch nun frühmorgens zu noch nachtschlafender Zeit aufstehen und von der Bodelschwinghstraßenhöhe auf mitunter arg vereistem Steig über den Papierbach zur nächsten Anhöhe kraxeln, im witterungsungeschützten Oberweimarer Bahnhof den aus Jena kommenden Arbeiterzug erwarten, um schließlich nach Zugwechsel im Weimarer Stadtbahnhof die 22 km lange Strecke nach Erfurt weiterzurollen. Obgleich sie es verstand, sich auch in der neuen Dienststelle gut einzuarbeiten, blieb die umständliche Hin- und Herfahrrerei in den häufig überfüllten und verspätet eintreffenden Zügen eine arge Strapaze, was sich, je länger es währte, desto deutlicher zeigte und in einer hochgradigen Dauermüdigkeit niederschlug. Ich selbst hatte, da Elfriede erst nach 18 Uhr zurückkehren konnte, das Amt des Einkäufers und Feuermachers übernommen. Gemeinsame Besorgungen verlegten wir auf den Sonabend nachmittag. An den Sonntagen verzichteten wir für gewöhnlich auf eine häusliche Mittagsmahlzeit. Statt dessen aßen wir in der 'Falkenburg', einem von mir in Junggesellentagen bei großem Bierdurst zuweilen aufgesuchten Lokal an der Belvederer Allee. Den Zuverdienst hätten wir an sich durchaus noch eine gute Weile vertragen können, doch kamen wir sehr bald überein, das Beschäftigungsverhältnis in Erfurt zum 1. März zu lösen und auch in Weimar vorderhand kein neues für Elfriede zu suchen. Sie sollte sich getrost etwas Ruhe gönnen und mit den bescheidenen Aufgaben unseres kleinen Haushaltes begnügen.

In der Thüringischen Landesbibliothek hatte ich an meinem vor vier Monaten erweiterten Aufgabenbereich längst Gefallen gefunden, arbeitete mit Eifer und war überzeugt, die mir neuerdings zugebilligte Leistungszulage zu rechtfertigen. Mir oblag die Akzession, d.h. die Buchbeschaffungsstelle, zusammen mit der Zeitschriftenregistratur. Bei einem Bestand von 5-600 000 Bänden und einem angemessenen jährlichen Vermehrungsetat konnte ich mich über Arbeitsmangel gewiß nicht beklagen, zumal wir neben den käuflichen Erwerbungen auch noch manches Schrifttum in Form von Pflichtabgaben oder Geschenksendungen erhielten bzw. gegen Dubletten eintauschten. Wöchentlich einmal trat der Direktor mit den drei Wissenschaftlern der Bibliothek und mir zu einer Sitzung zusammen, in der die neuesten Buchanzeigen bzw. Ansichtssendungen durchgesehen wurden. Als zuständigem Sachbearbeiter fiel mir die technische Durchführung der Bestellungen anheim, doch durfte ich auch bei den Kaufbeschlüssen als solchen mitwirken und mitbestimmen. In verbiesterter Entschlossenheit strebte Herr Kampe, der Chef, danach, die Bibliothek mit Literatur zu sättigen, die im Sinne des Marxismus-Leninismus verfasst worden ist, und alles, was nach seiner Auffassung den Makel bürgerlich-kapitalistischer Dekadenz trug, von ihr fernzuhalten. Solches Bemühen prallte jedoch oft genug auf den Widerspruch von Dr. Iwan und Dr. Pflaume, unseren beiden Räten. Während jener sich zumeist begnügte, mit ein paar wie beiläufig hingestreuten witzig-spritzigen Bemerkungen die Borniertheit des Chefs, der einst nur Volksschulbildung genossen hatte, bloßzustellen, focht dieser ungestüm mit voller Breitseite und holte

zu beredsam-wuchtigen Verteidigungsansprachen aus, die immer wieder in dem beschwörenden Appell gipfelten:

"Aber ich bitte Sie, Herr Kampe, wenn wir etwas auf unseren Namen als wissenschaftliche Bibliothek geben wollen, dann müssen wir so ein Buch wie dieses ganz einfach haben."

Wenn er nicht zu einem ausdrücklichen Veto Zuflucht nahm, blieb der Chef zu seinem großen Ärger nach solchen Debatten meist auf der Strecke, konnte er sich doch lediglich der bedingungslosen Linientreue Fräulein Deitzers, der dritten, aber geistig wahrlich nicht hochversierten Akademikerin, versichern.

Auf Grund meiner dienstlichen Funktion kannten mich bald alle Weimarer Buchhändler und bedienten mich, sofern ich persönlich etwas bei ihnen zu kaufen wünschte, mit größter Zuvorkommenheit. Viel Erfreuliches aus der ostzonalen Produktion zu erstehen gab es freilich nicht. In mehr oder minder starkem Ausmaß war zumindest alles geisteswissenschaftliche und belletristische Schrifttum politisch eingefärbt. Als ich eines Tages mehrere ältere Bände aus dem Bestand einer privaten Leihbücherei, die sie aus Furcht, der Staat könnte ihr den Laden dicht machen, nicht länger öffentlich ausleihen wollte, für ganz wenig Geld angeboten bekam, schlug ich sofort ein und kehrte mit dem äußerlich zwar ziemlich abgeschabten, inhaltlich jedoch wertvollen Bücherschatz nach Hause. Zu den aus Vorsicht ausgemerzten Autoren gehörten Werner Bergengruen, Manfred Hausmann, Ina Seidel, Hanns Carossa, Ernst Wiechert und Fjodor Dostojewski.

Die dienstlichen Bestellungen konnte ich zwar im allgemeinen nach eigener Maßgabe an die einzelnen Buchhandlungen verteilen, hatte aber auf Geheiß des Chefs die beiden dem Staat gehörenden sog. Volksbuchhandlungen vorrangig zu bedenken. Bestellungen auf westdeutsche Bücher bzw. Literatur aus westlichen Staaten waren einer ganz besonderen Prozedur unterworfen. Zunächst durften wir nur im Rahmen eines sehr begrenzten jährlichen Gesamtbetrages Bücher aus der anderen Hemisphäre anfordern. Und dann achtete der Chef wie ein Schießhund darauf, daß nur die nach seiner Auffassung unverdächtige Literatur ausbedungen wurde. Mitunter fielen daher selbst Werke, die wir ihm in der Kaufsituation bereits abgetrotzt hatten, namentlich solche mit philosophischer, theologischer, psychologischer und allgemein geisteswissenschaftlicher Ausrichtung, nachträglich noch seinem Zensorstift zum Opfer. Lediglich musikwissenschaftliche und baukundliche Bücher (wegen der beiden Fachhochschulen in Weimar) sowie solche Literatur, die sich mit der Goethe-Schiller-Forschung befaßte, ließ er ohne größere Bedenken gelten. Nach solch gewaltsamer Siebung war der Vorgang aber noch längst nicht abgeschlossen. Da gab es nämlich vorgedruckte Bestellformulare, die in fünffacher Ausfertigung von mir ausgefüllt, dann vom Chef unterschrieben und schließlich der ZWL = Zentralstelle für wissenschaftliche Literatur in Berlin zur weiteren Prüfung eingereicht werden mußten. In der Regel erst nach wochenlanger Wartezeit kehrte von dort der jeweils oberste Zettel mit einem Erlaubnisvermerk oder eben einem Verweigerungsbescheid zurück. Nur die von höchster Instanz genehmigten Bestellungen durften dem Buchhandel zur weiteren Erledigung übergeben werden, aber keineswegs jeder beliebigen Buchhandlung. Private Betriebe besaßen keine Lizenz, Westbestellungen entgegenzunehmen, ja, nicht einmal die beiden staatlichen Volksbuchhandlungen. Zuständig war für Weimar einzig und allein 'Das Internationale Buch', eine Buchhandlung, die vorwiegend russische Literatur vertrieb und den Besatzungstreitkräften diente. Ihre Berliner Zentrale unterstand, wenn vielleicht auch nicht unmittelbar sowjetischer Leitung, so doch zumindest sowjetischer Beaufsichtigung. Heute nach mehr als zehnjähriger Diensttätigkeit in der Bundesrepublik ist es mir kaum noch vorstellbar, mit welcher Freude ich damals jede frisch eingetroffene Westsendung, nachdem ihre Anforderung so viele Hürden hatte passieren müssen, begrüßte und mit welcher Bewunderung ich über die glänzenden Einbände und das makellose weiße Papier der Seiten selbst schlichter Paperbacks strich. In jeder einzelnen Zeile erblickte ich ein freies Wort aus einer freien Welt.

Es bot sich aber noch ein anderer Weg, in den Genuß von Westliteratur zu gelangen: der Leihverkehr der Deutschen Bibliotheken. Als Leitbibliothek hatte die Thüringische Landesbibliothek damals noch die Möglichkeit, Leihbestellungen an jede dieser Einrichtung angeschlossene deutsche Bibliothek einschließlich derjenigen auf bundesdeutschem Territorium zu schicken. Allerdings ging das nicht ohne strenge Überprüfungsmaßnahmen ab. In bestimmten Abständen ließ sich Kampe das Journal für die Auswärtsbestellungen, zuletzt wohl sogar jeden einzelnen Leihschein vor dem Versand vorlegen. Herr Lipfert als zuständiger Sachbearbeiter hatte schon mehr als einen Rüffel vom Chef wegen zu großzügiger Liberalität einstecken müssen. Durch derelei Erfahrungen gewitzigt, verstand er es jedoch gar bald, dem sturen Bibliotheksleiter ein Schnippchen zu schlagen und sogar höchst brisanten Lesestoff einzuschleusen. Das aufschlußreiche Buch von Crankshaw über Spannungen und parteiinterne Kämpfe hinter den Kulissen der Sowjetmacht, betitelt 'Risse in der Kremlmauer', trug Lipfert unter dem verkürzten Titel 'Risse in der Mauer' ins Journal ein und deklarierte als Besteller das Forschungsinstitut für Baustoffe. So erregte die Sache keinerlei Argwohn. Literatur, die der Kollege mit solch geschickten, z.T. freilich schon tolldreisten Umgehungskünsten zu verschaffen wußte, gingen hernach unter den zuverlässigen, d.h. nicht-parteihörigen Mitarbeitern von Hand zu Hand. Mit glühendem Interesse verschlang ich u.a. den Bericht eines ehemaligen Leibwächters von Stalin (Achmed Amba: Ein Mensch sieht Stalin) innerhalb einer Nacht, um ihn am nächsten Morgen unter Abschirmung dem nächsten Kollegen weiterzureichen. Tränen lachten Elfriede und ich über die köstlichen Fehden des Priesters Don Camillo mit Peppone, dem roten Ortsbürgermeister, in Giovanni Guareschis bekanntem heiter-satirischen Roman, wobei wir uns nur gewünscht hätten, daß sich die Auseinandersetzungen zwischen Schwarz und Rot innerhalb Mitteldeutschlands in ähnlich menschlich-allzumenschlichen Formen abspielen könnten wie in den Schilderungen aus Italien.

Seit Weihnachten besaßen wir einen eigenen Radioapparat. Beglückt, nicht nur die DDR-Sender, sondern auch den Hessischen Rundfunk aus Frankfurt empfangen zu können, hörten wir bald in regelmäßiger Folge dessen Nachrichten- und Kommentarsendungen ab. Es tat ordentlich wohl, anstelle des ewigen politischen Gezeifers aus der eigenen Hemisphäre von der anderen Seite nüchterne und sachliche Informationen zu erhalten und damit in den Stand zu gelangen, die Dinge aus ihren schandbaren Verfälschungen, Verzerrungen und Verdrehungen zu lösen. Wie sehr mich die Lebensfragen unseres gesamten Vaterlandes bewegten, zeigte sich namentlich während der letzten drei Tage im Februar. Ich war da kaum vom Rundfunkgehäuse wegzubringen, weil Radio Frankfurt die gesamte Bundestagsdebatte über die Pariser Verträge original übertrug. Was war das doch für ein Unterschied gegenüber dem diktatorischen Einheitsstil innerhalb der Zone! Mit welchem Freimut durfte hier alles Für und Wider erörtert werden! Mit welchem schlagkräftigem Humor bei allem Ernst in der Sache waren manche Reden angereichert! Recht gut gefielen mir auf der Regierungsseite der Minister von Merkatz und ein mir bis dahin völlig unbekannter Minister ohne Geschäftsbereich namens Franz Josef Strauß, der sich wiederholt mit dem SPD-Potentaten Carlo Schmid über Bildungsbegriffe recht erheiternd häkelte. Letzterer wiederum sammelte mit den Abgeordneten Erler, Mommer und einigen anderen gewandten Rednern die Pluspunkte für die Opposition. In reichlich gewundenen Formulierungen trug der FDP-Vorsitzende Dr. Dehler seine Bedenken vor, die Absage an die bisherige Koalitionspolitik mit der CDU blieb dabei allerdings unüberhörbar. Souverän und ohne große Worte drängte Bundeskanzler Dr. Adenauer, das Vertragswerk unter Dach und Fach zu bringen, was schließlich auch mit den Stimmen der eigenen Partei, des BHE (Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten), der Deutschen Partei und eines Teiles der FDP gelang.

Das Interesse an dieser sich über mehrere Tage hinweg erstreckenden Bundestagsdebatte war nicht zuletzt durch die hektischen Versuche der Zonenmachthaber angefacht worden, das Vertragswerk mit allen Mitteln der Agitation zu verhindern. So hatte am 19. Februar der Zonen-Ministerpräsident Grotewohl

die Bevölkerung der Bundesrepublik zum Streik gegen die Pariser Verträge aufgerufen. Am 2. März verlangte er in einer besonderen Regierungserklärung eine gesamtdeutsche Volksbefragung über die Frage: "Sind Sie für die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands durch freie gesamtdeutsche Wahlen im Jahre 1955 und für das in der Frankfurter Paulskirche angenommene Deutsche Manifest oder für die Pariser Kriegsverträge?" Hier schlug man plötzlich Sirenenklänge an. Ein mit der hinterhältigen kommunistischen Taktik Unvertrauter konnte sich dadurch leicht blenden lassen. Noch nie zuvor hatte sich Ost-Berlin mit der Forderung nach freien gesamtdeutschen Wahlen befreunden können. Jetzt auf einmal erhob es sie von sich aus - freilich nur in der Absicht, damit die Bindung Westdeutschlands an das übrige freie Europa zu verhindern, es zu isolieren und es schließlich für den Osten sturmreif zu machen. Hätte das Lockmittel tatsächlich gefruchtet und den Vertragsabschluß scheitern lassen, so wäre man hinterher um billige Vorwände selbstverständlich nicht verlegen gewesen, die freien gesamtdeutschen Wahlen wieder abzublasen. Nüchterne Politiker im Westen durchschauten die Taktik sehr wohl, erst recht aber wir Ostzonenbewohner. Daß die westdeutsche Regierung bedacht war, ihr Territorium vor einer Isolierung zu bewahren und demzufolge in den Nordatlantiktakt zu integrieren, ja, daß sie es auch für notwendig hielt, sich künftig an den militärischen Schutzvorkehrungen aktiv zu beteiligen, fanden wir nur allzu begreiflich. Ob der Wiedervereinigung als solcher damit gedient war, mußten wir freilich bezweifeln. Doch würde - so fragten wir uns - die Wiedervereinigung mit einem geschwächten, von den angelsächsischen Mächten isolierten Westdeutschland, während hinter der Ostgrenze die geballte Sowjetmacht sprungbereit lauert, zu unserem Nutzen sein können? Die Antwort lautete: Ganz gewiß nicht.

Politische Sturmwoogen schlugen Mitte Februar auch innerhalb der Bibliothek hoch. Die BGL (Betriebsgewerkschaftsleitungs)-Neuwahl stand an. Den Posten des BGL-Vorsitzenden bekleidete seit längerer Zeit unser zweiter Bibliotheksrat, der schon erwähnte Dr. Heinz Pflaume, ein bürgerlich orientierter und der Ost-CDU als Mitglied angehörender Mann, der aus seiner Distanz zum herrschenden Regime niemals Hehl zu machen pflegte und uns im Einklang mit Frau Evers, seiner Vertreterin, alle politischen Auflagen nach Möglichkeit vom Halse hielt. Solche passive Resistenz war unserem Direktor aber ein Dorn im Auge. Schon einige Zeit vorher hatte er die BPO (Betriebsparteiorganisation der SED) auffallend oft zusammengetrommelt, was nichts Gutes verheißen konnte. Nach der Rechenschaftslegung der bisherigen BGL durch Dr. Pflaume erfolgten dann prompt auch die ersten harten Konterschläge. Kampe mußte sie allerdings vorwiegend allein führen, zumal wir Fräulein Deitzer, die Vorsitzende der BPO, sofort auszischten und aus dem Konzept zu bringen vermochten. Der Chef fuhr massive Geschütze gegen Dr. Pflaume auf. Er habe auf diesem Posten völlig versagt und sich schwere Versäumnisse zuschulden kommen lassen. Wir sollten keinen reaktionär gesonnenen Mitarbeiter mit diesem verantwortungsvollen Amt betrauen. Kampes Vorhaben, uns eine von der BPO aufgestellte Liste zu präsentieren, der wir ohne Alternativvorschläge zustimmen sollten, scheiterte indessen nicht nur an unserem Widersinn, sondern auch an dem Umstand, daß lediglich zwei Genossen sich zur Kandidatur bereitklärten: ein Magazingehilfe und der als unberechenbar und unausgeglichen bekannte Hausbuchbinder. Das Gros - ziemlich erbost über die groben Machenschaften des Direktors - nominierte erneut Dr. Pflaume und Frau Evers. Zwei Tage vor der Wahl forderte uns Kampe in einer eigens anberaumten Betriebsversammlung nochmals auf, die SED-Vertreter, mit anderen Worten also: nicht Dr. Pflaume und Frau Evers, zu wählen. Nun platzte uns aber der Kragen. Als Direktor dürfe er sich nicht in dieser Weise in gewerkschaftliche Angelegenheiten einmischen, hielten wir ihm entgegen. Es muß ziemlich erregt und laut zugegangen sein. Und auch mir muß in der Hitze des Gefechts offenbar eine recht unbedachte Bemerkung herausgerutscht sein, heißt es doch in meinem Tagebuch vom 15. Februar:

"Schwerer Krach und Ärger in der Landesbibliothek wegen BGL-Wahl. Wurde wegen unvorsichtiger Äußerungen zum Direktor geladen. War sehr aufgeregt."

Über die Art der Anschuldigung sowie über Verlauf und Ausgang der Unterredung mit dem Chef weiß ich heute allerdings nichts mehr aus dem Gedächtnis hervorzukramen. Bei der BGL-Wahl am 17. Februar bestätigten wir Herrn Dr. Pflaume mit 20 und Frau Evers mit 18 Stimmen in ihren Ämtern. Der Buchbinder fiel mit 9 Stimmen glatt durch, während Herr Reißer als einziges und zudem durchaus harmloses SED-Mitglied mit 15 Stimmen den dritten Rang belegte. Auf unseren Gesichtern malte sich nach Bekanntgabe dieses Ergebnisses unverhohlene Genugtuung. Einen Tag später fanden sich alle 'linienwidrigen' Kolleginnen und Kollegen nach Dienstschluß zu einer Art Siegesfeier im Cafe Resi zusammen. Dabei ging es recht lustig zu. Das Stimmungsbarometer war ein gewaltiges Stück in die Höhe geschneilt.

Eine Fülle großartiger musikalischer Erlebnisse hat das Tagebuch für das 1. Quartal des Jahres 1955 festgehalten. Hervorheben möchte ich die ganz entzückende Aufführung von Mozarts 'Zauberflöte' mit einem sehr neckischen Papageno. Den gleichen Grad harmonischer Ausgewogenheit erreichte Richard Wagners 'Tannhäuser' - eine Woche später - wohl nicht. Dennoch begeisterten, ja faszinierten mich die bühnenwirksamen Wartburg-Szenen, der vorüberziehende Pilgerchor mit dem Hirtenknaben, nicht zuletzt aber die packende dramatische Instrumentierung des grandiosen Opernwerkes. Ich begann eigentlich erst jetzt, mich von dem gedankenlos übernommenen Vorurteil zu lösen, die Spätromantik habe gegenüber früheren Stilepochen musikalisch nur wenig Belangvolles aufzuweisen und sollte am besten ganz überschlagen werden. Ein neues Reich in Tönen erschloß mir die Symphonik Anton Bruckners. Hatten mich Jahre zuvor seine 2., 6. und selbst 4. Sinfonie nicht sonderlich anzusprechen vermocht, hatten damals die schroffen Übergänge und - wie ich meinte - sinnlosen Zerklüftungen etliches Befremden in mir ausgelöst, so schaffte die am 11. Februar im Nationaltheater erklingende 5. Sinfonie einen wahrhaft entscheidenden Durchbruch. Herr Dr. Gaudek, mein Stubenkollege, hatte einst in seiner sudenteutschen Heimat an einer Aufführung dieses Riesenwerkes selbst mitgewirkt und mir mit solchem Enthusiasmus darüber berichtet, daß ich von vornherein sehr gespannt und aufmerksam der Tonsprache lauschte, die Hermann Abendroth, der Chefdirigent, mit seiner ansehnlichen Orchestermannschaft entfaltete. Feierlich-gedämpfte Adagioklänge leiteten die Sinfonie ein. Eine unsäglich langsame, schier schwerfällige und doch zwingende Entwicklung, durchwirkt von erhabenen Ausblicken, schwindelnden Abstürzen, herben Disharmonien, kecken volkstümlichen Einwüfen und versonnenen Elegien, schloß sich an. Das Finale aber krönte eine geradezu gigantisch gesteigerte Doppelfuge, in der sich ein machtvolles Choralthema mit den Hauptthemen des ersten und letzten Satzes vereinte. Wie hier die Trompeten und Posaunen in hymnischen Schwingungen gleichsam vom höchsten Grat herabloderten - das packte, das überwältigte mich, das rückte mir die ganze zwischen Furcht und Hoffnung, Zerfall und Beseligung schwankende und, ach, so erlösungsbedürftige Welt ins rechte Lot, das kündete von demjenigen, der am Ende der Zeit das Feld betritt, den Mächten der Finsternis Schweigen gebietet und alles von ihm Angebahnte zu seinem vorbestimmten Ziele führt. Nach diesem Hörerlebnis versenkte ich mich in die Biographie des Zeit seines Lebens etwas derbkantigen, unbeholfenen, ja verschrobenen österreichischen Hinterwäldlers, der sich in seinem Schaffen bis in die letzten Notenzüge nie anders denn als dienender Organist verstanden hatte. So trägt sein Grabstein unter der Orgel im Stift St. Florian auch zu Recht das Schlußbekenntnis des von ihm vertonten Te-Deums: "In Te, Domine, speravi, non confundar in aeternum" (Dir, Gott, habe ich vertraut, daß ich nicht zuschanden werde in Ewigkeit).